

Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 22

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

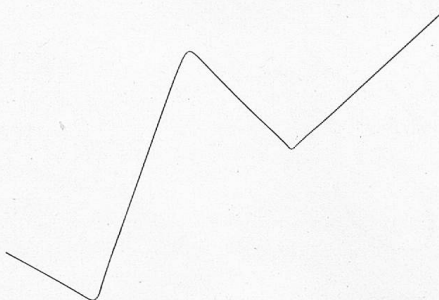
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FIEBERKURVE



Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

Dumme Fragen konnte Studer nicht leiden. Darum antwortete er brummend, wenn er auf beiden Beinen spaziergehe, so sei wohl anzunehmen, dass er aufgestanden sei. — Da sei eine Manner, Damen zu begrüßen! — Damen hin oder her. Soviel er sehe, sei keine Dame umewäg, höchstens es frechs Meitschi; und übrigens wolle er es ein für allemal gesagt haben: er heisse nicht «Oncle Jacques». Das heisse ja Löli auf Französisch. Und wenn er bei sich manchmal finde, er sei ein Löli, so brauche ihm dies nicht von jungen Göfli bestätigt zu werden . . . Und der Wachtmeister wollte auf seinen lautlosen Sohlen weiterstampfen. Marie hielt ihn am Aermel fest: er möge entschuldigen, sie habe es nicht böhs gemeint. Es sei überhaupt alles anders gekommen als sie gedacht habe. Sie habe gemeint, erst viel später nach Gurama kommen zu können, sie habe gehofft, ihren Onkel Matthias, den «Weissen Vater», schon hier anzutreffen — aber, wie es eben immer gehe auf dieser Welt, Pater Matthias sei erst diese Nacht angekommen. Sehr spät übrigens, gegen ein Uhr. Darum habe sie den Capitaine gebeten, den Vetter Jakob nicht im Schlaf zu stören . . .

Marie verstummte, ganz erschreckt. Studer hatte sie an beiden Oberarmen gepackt, er hielt sie fest, starrte ihr ins Gesicht, und als Marie ängstlich fragte, was denn los sei, stand sie in einem Kreuzfeuer von Fragen, von leise, aber so zwingend gestellten Fragen, dass ihr ganz schwindelig wurde.

«Denk nach! Denk genau nach! Wie oft ist Pater Matthias deinen Vater besuchen kommen?»

«Aber nie, niemals!»

«Warum?»

«Weil der Onkel Matthias zur katholischen Religion übergetreten ist.»

«Das ist kein Grund.»

«Ich weiss keinen anderen!»

«Wie alt warst du damals, als der Briefträger den Chargébrief gebracht hat?»

«Acht Jahre.»

«Bischt sicher?»

«Ja doch!»

«Wann bist du geboren?»

«Neunzehnhundertneun!»

«Sicher?»

«Eh ja!»

Schweigen, ganz kurz nur. Studer sah die Küche in der Gerechtigkeitsgasse, sah den Pater sein Scheschiaspiel spielen. Er hörte sich fragen: «Wann hat sich Ihr Bruder scheiden lassen? — Antwort: «1908. Im nächsten Jahr hat er wieder geheiratet. 1910 ist Marie geboren worden . . .» Neunzehnhundertzehn! Da brauchte man nicht das neue Ringbuch vom Hedy, das stand eingegraben im Schädel! Neunzehnhundertzehn! Und was sagte Marie, die es doch wissen musste? Marie sagte: 1909. — Irrtum des Paters? Versprechen? So arg verspricht man sich nicht.

«Gut. Neunzehnhundertneun. Wann hast du deinen Onkel zum erstenmal gesehen?»

«Nach Vaters Tod.»

«Im gleichen Jahr?»

«Ich glaub'.»

«Sicher bist nicht?»

«Nei . . . nein.»

«Einmal, zweimal, öfters?»

«Alle Jahre einmal.»

«Regelmässig, bis in die letzte Zeit?»

«Nein. Vor fünf Jahren haben die Besuche aufgehört. Dann sind noch Briefe gekommen.»

«Ist der Mutter an den Briefen nichts aufgefallen?»

«Doch. Sie hat einmal gemeint, man merke es, dass der Matthias alt werde. Seine Schrift werde so zittrig.»

Die Eintragung im Gästebuch vom Hotel zum Wilden Mann war gar nicht zittrig! Item . . . Weiter . . .

«Und du hast den Onkel wiedererkannt, gleich wiedererkannt, als er dich in Paris aufgesucht hat?»

«Er . . . er . . . ist . . . »

«So red doch, Meitschi!»

«Er ist mir nicht recht bekannt vorgekommen.

Der Onkel Matthias, den ich in der Erinnerung gehabt hab, der war grösser. Und auch sein Gesicht war ein wenig anders . . . »

«Wo hat die Mutter die Briefe vom Onkel Matthias aufbewahrt?»

«Bei den Andenken vom Vater.»

Studer liess Marie so plötzlich los, dass das Mädchen ein wenig schwankte. Aber dann stand es wieder fest auf den Füßen und blickte erstaunt den Wachtmeister an. Sein Gesicht hatte sich verändert, und die Veränderung hatte folgenden Grund: Es soll einmal jemand versuchen, mit lächelndem Munde zu pfeifen und sich dann die Grimasse im Spiegel anschauen, die bei einem derartigen Versuch herauskommt. Die Grimasse wirkte auch auf Marie. Sie begann zu lachen.

«Lach du nur, Meitschi! Im Amtshaus z'Bärn sagen sie alle, dr Köbu spinnt. Wir wollen ihnen zeigen, ob der Köbu spinnt! Wie ist es mit dem Capitaine? Seid ihr versprochen? Ja? Und er mag dich? Dumme Frag», antwortete sich Studer selber. «Wer soll dich nicht gern haben, Meitschi!»

Marie wurde nicht rot, sie spielte nicht verschämt mit ihrem Schürzenzipfel, sie brauchte auch nicht den Schleier. Sie sagte:

«Wenn ihr mich gern mögt, Vetter Jakob, und der Louis mag mich, was brauch ich da mehr? Die anderen? . . . » Sie zuckte die Achseln. Und Studer meinte trocken, das sei schön, dass Marie ihn noch vor dem Verlobten genannt habe . . . Es werde schon gut kommen. Nur keinen Kummer!

Kummer habe sie keinen, sagte Marie. Wenigstens für sie nicht. Aber ob der Vetter Jakob nichts riskiere? Er solle bedenken, dass er allein in fremdem Lande sei, sie habe da etwas vernommen von einem Schatz, ob es nicht besser sei, das alles sein zu lassen. Schliesslich, wenn sie den Louis heirate, dann lange dem sein Sold schon für sie beide . . . Und allzuviel Geld? Das schade nur. Das mache nur böse und schlecht!

Studer hörte zerstreut zu. Dann meinte er bissig: Wenn nur sie, die Marie, allein im Spiele wäre,

nicht den kleinen Finger tät er mehr rühren. Aber es stünden Staatsinteressen auf dem Spiel. Staatsinteressen! wiederholte er und fuhr dem Meitschi mit dem Zeigefinger vor der Nase hin und her.

Marie lief davon. Der Wachtmeister aber blieb an derselben Stelle stehen, seine Hände lagen gefaltet auf dem Rücken, und er schüttelte den Kopf, schüttelte ihn lange und ausgiebig, wie ein Ross, das die Bremsen plagt . . .

Es war eine Schande. Und eine Schande war's, sich so übers Ohr hauen zu lassen! Eine Entschuldigung hatte man. Es war das erstemal, dass man mit einem solchen Gegner zu kämpfen hatte. Und glatt wäre man unterlegen — wenn nicht, wenn nicht im letzten Moment etwas Unwägbares, etwas, das zu den Imponderabilien gehörte — Imponderabilien! Das Lieblingswort eines Mannes, von dem man einmal viel gelernt hatte — ja, wenn nicht etwas Unwägbares eingetroffen wäre. Etwas ganz Einfaches: dass der Beherrscher des Postens Gurama sich in ein Mädchen verliebt hatte . . .

Noch lange wäre der Wachtmeister am gleichen Platz stehen geblieben, aber Lartigues Stimme weckte ihn.

«Was ist los, Inspektor? Machen Sie Morgengymnastik? Finden Sie, Ihr Hals werde zu dick? Wackeln Sie deswegen mit dem Kopf?»

Studer blickte auf — nein, er blickte nicht, er glotzte. Er hatte den gleichen stumpfen Blick wie schon einmal.

«Eine Frage, Capitaine», sagte er. «Wie haben Sie — wenn ich nicht indiskret bin — Maries Bekanntschaft gemacht?»

«Wir haben uns in Paris kennengelernt, einmal, als ich Urlaub hatte. Kennen Sie Bullier?» Studer nickte. Er kannte den Ballsaal im Montparnasse-Quartier. «Dort haben wir zusammen getanzt. Und auch die nächsten Tage haben wir uns öfters getroffen, bis mein Urlaub zu Ende war . . . »

«Gut. Aber wie ist Marie nach Gurama gekommen?»

«Am 2. Januar», sagte Capitaine Lartigue, «habe ich von Marie ein Telegramm erhalten . . . » Er zog eine Briefftasche aus der Tasche, entnahm ihr ein zusammengefaltetes Papier und reichte es dem Wachtmeister. Ausser der Adresse standen nur drei Worte darauf:

«Brauche fünftausend Marie.»

«Suumeitschi!» murmelte Studer, und Lartigue erkundigte sich, was der Herr Inspektor gesagt habe.

«Ein gutes Mädchen», übersetzte der Wachtmeister das Dialektwort.

«Ja», meinte Lartigue trocken. «Uebrigens hätte ich gern dem Gespräch zugehört, das Marie in Fez mit dem Direktor des Sanitätswesens für Marokko gehabt hat. Es stimmt ja, ich habe schon einige Male eine Krankenschwester verlangt. ... Aber der Direktor hat Generalsrang und ist als Weiberfeind bekannt ...»

Studer lachte, lachte lange und laut, schlug sich klatschend auf die Schenkel, so dass ihn der Capitaine erstaunt von der Seite betrachtete. Mit einem Schlag verstummte das Lachen, Studer wandte sich um und sagte mit einer Stimme, die ihm der Capitaine nie zugetraut hätte — sie triefte von süsser Höflichkeit wie ein Ankenbrot, das man zu dick mit Hung bestrichen hat:

«Sie hier, mon père? Wie geht es Ihnen? Haben Sie Ihr Sorgenkind schon gesehen?»

«Ah, Inspektor, wie freue ich mich!» Ganz wenig nur zitterte das Schneiderbärtchen. «Sie müssen verzeihen, wenn ich Ihnen damals in Bern durchgebrannt bin, aber ich habe meine Schulden bezahlt, niemand hat meinewegen Schaden erlitten. Und ich wusste, dass man mich notwendig in Marokko brauchte ... All meine verlorenen Schäflein, Inspektor, sie riefen nach mir. Konnte ich da meine Ohren verschliessen?»

«Aber, mein lieber Vater! Wer hätte dies von Ihnen verlangt? Habe ich es Ihnen nicht deutlich zu verstehen gegeben, dass wir in der Schweiz immer bestrebt sind ...»

Weiter kam Studer nicht. Pater Matthias unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

«Wie freue ich mich, Sie hier gefunden zu haben. So werden wir gemeinsam den Capitaine aufklären können über die Rolle, die in dieser Affäre ein unglücklicher Mensch gespielt hat, der sich vor der Strafe in die Legion geflüchtet hat. Aber nicht wahr, Capitaine Lartigue, *Mörder* muss auch die Legion ausliefern ...»

Es war ein Triumph für den Berner Wachtmeister, den Mann, der ihm als Willkommensgruss einen Boxkampf angeboten hatte, unsicher und verlegen zu sehen.

«Einen Mörder? In meiner Kompagnie?» fragte er.

Pater Matthias' Augen standen voll Tränen.

«Leider», sagte er. «Leider ist es so. Und ich bin sicher, unser Schweizer Inspektor hat die lange Reise nur darum gemacht, um das langwierige

Auslieferungsverfahren ein wenig abzukürzen — den Mörder womöglich gleich mitzunehmen, sobald die Bewilligung vom Ministerium in Paris angekommen ist. Nicht wahr?»

Studers Gesicht drückte Trauer aus. Er nickte. Capitaine Lartigue aber begann:

«Und ich dachte, Inspektor, Sie seien gekommen, um nach ...»

Die übrigen Worte waren nicht zu verstehen. Ein derart heftiger Hustenanfall zerriss Wachtmeister Studers Brust, immer wieder begann er von neuem — nichts nützte es, dass freundliche Hände ihm den Rücken beklopften, stöhnend konnte er schliesslich hervorwürden:

«Ca ... pi ... Sie ... ha ... ben ... wohl in Ihrer Apo ... the ... ke ... ein Mi ... mi ... ttel.»

«Aber natürlich, Inspektor, kommen Sie mit!»

Pater Matthias blieb ziemlich erstaunt allein im Hofe stehen. Immer noch hustend warf Studer einen Blick zurück. Und da beneidete der Wachtmeister den Pater Matthias: der Weisse Vater besass ein Bärtlein und einen Schnurrbart — zwei unentbehrliche Beruhigungsmittel bei eintretender Ratlosigkeit ...

Im Krankenzimmer verschluckte Studer schnell die Pille, die ihm der Capitaine gegeben hatte. Dann sagte er, leise und schnell:

«Sagen Sie dem Pater nichts von der Fieberkurve! ... Nichts von dem Schatz ...» Studer blickte misstrauisch zum kleinen Fenster hinaus, das mit einem feinmaschigen Drahtnetz überzogen war — er sah, dass Pater Matthias eilig näher kam, in zwei Sekunden schätzungsweise würde er den Raum betreten ...

«Sie haben gestern von einem Gericht gesprochen, das Sie einberufen könnten. Guter Gedanke. Tun Sie es heut nachmittag, klagen Sie mich der Spionage an ...» Draussen hielt ein Mann den Pater an, und obwohl Studer den Mann nicht kannte, war er ihm dankbar und versprach ihm in Gedanken einen Liter Wein ... «Hören Sie zu! Capitaine! Kommen Sie näher!» Und Studer flüsterte eifrig und aufgeregt in Lartigues Ohr. Der Capitaine zeigte zuerst Erstaunen, dann nickte er, nickte eifrig ... Die Türe wurde aufgestossen, Pater Matthias betrat den Raum.

Der Wachtmeister spielte seine Rolle ausgezeichnet. Er hielt den Atem an und presste die Luft in seine Lungen, sein Kopf war rot. Keuchend schnappte er nach Luft.

«Ich weiss», sagte Pater Matthias, «ein ausge-

zeichnetes Mittel gegen solch chronische Hustenfälle. Ich erinnere mich, dass Sie schon einmal in Bern einen derart heftigen Anfall gehabt haben. Sie müssen etwas dagegen tun. Was haben Sie unserem Inspektor verschrieben, Capitaine?»

«Ich habe ihm ein Dowersches Pulver gegeben», brummte der Capitaine und spielte den Missmutigen. «Aber ich habe jetzt zu tun. Rapport, verstehen Sie? Um halb zwölf ist Mittagessen in der Offiziersmesse. Sie sind alle eingeladen . . .»

Lartigue führte zwei Finger an seine Polizeimütze und verliess den Raum. Kaum aber hatte er das Krankenzimmer verlassen, fühlte auch der Wachtmeister das Bedürfnis, ins Freie zu gelangen.

«Auf Wiedersehen, mon père», sagte er. Er fühlte des Paters Blick auf seinem gerundeten Rücken, und das Gefühl war genau so unangenehm wie damals, als der Brigadier Beugnot ihn verfolgt hatte . . .

Die Verhaftung

Es war genau wie gestern. Im grössten der Höfe die Kompagnie im Viereck . . . Die Baracken schienen es zu geniessen, endlich einmal ausruhen zu dürfen von dem Lärm, der sonst stets in ihrem Innern tobte. Faul streckten sie sich in der Sonne, die hoch stand. Heiss waren ihre Strahlen, wie die einer schweizerischen Julisonne. An irgend etwas musste man es fühlen, dass man in Afrika war . . .

Studer durchstreifte die leeren Baracken. Rechts und links von einem Mittelgang lagen Matratzen nebeneinander, flach waren sie und gefüllt mit Alfagras. Die Luft roch streng nach kaltem Rauch und schmutziger Wäsche. Eine Baracke, zwei Baracken . . . Da war die Küche. Hier roch es nach Linsen und Schafragoût.

Und dann war man glücklich wieder vor der Baracke angelangt, die sogar nicht den anderen Baracken glich. Da war das vergitterte Fenster. Studer stellte sich auf die Fusspitzen . . .

Es war hell im Raum und der Mann, der auf dem Zement hockte, war gut zu erkennen: das war also der Hellscherkorporal, mit dessen Geschichte der ganze verkachelte Fall begonnen hatte. Ein gebeugter Mann, die Haare grau, das Gesicht scharf.

Giovanni Collani oder Cleman Alois Victor?

Bald, bald würde man Gewissheit haben.

Und wieder, wie schon einmal, fuhr der Wachtmeister zusammen. Ganz in seiner Nähe bäkte ein Horn. Denn «blasen» konnte man diese Töne nicht nennen . . . Noch einen Blick warf der Wachtmei-

ster in die Zelle, und er sah, dass der Mann wieder ein Päcklein Karten in der Hand hielt. Er mischte, hob ab — mit der linken Hand — nahm drei Karten, warf zwei beiseite, nahm wieder drei Karten, sonderte eine ab . . . Studer liess sich auf die Fersen plumpsen und schlich davon. Er trat aus dem Tor. Weit breitete sich die Ebene aus, rechts senkte sie sich und dort standen Bäume — keine Palmen. Ihr Laub schimmerte silbern.

Jemand stiess ihn in die Seite. Und wieder erschrak der Wachtmeister . . . Aber es war nur die Gazelle des Capitaines, die spielen wollte. Studer streichelte den winzigen Kopf, die Schnauze des Tieres war feucht und kühl. Warum werd ich so schreckhaft? fragte er sich. Sonst bin ich's doch nie gewesen. Warum jetzt? Weil ich allein bin? Weil eigentlich auf niemanden Verlass ist?

Einen Augenblick dachte er daran, den Posten ohne Abschied zu verlassen. Mochten sie da drinnen sehen, wie sie z'Schlag kamen . . . Er hatte sein Möglichstes getan. Schliesslich war er nicht verpflichtet, mit falschen Pässen in der Welt herumzureisen und sich die unmöglichsten Namen anhängen zu lassen, nur um dem Heimatkanton ein paar Millionen zuzuschancen. Würde man ihm Dank wissen? B'hüetis! Dank würde der «Alte» einheimsen! Den würde man feiern, weil er die Wichtigkeit des Falles erkannt und seine Dispositionen getroffen hatte!

Dispositionen getroffen! Aber äbe äbe . . . Ein Wachtmeister war weiter nichts als ein «ausführendes Organ». — Und wenn er hundertmal die ganze Arbeit getan hatte — er war und blieb ein «ausführendes Organ», das seine Pflicht erfüllt hatte. Weiter nichts. Für sechshundert Franken im Monat — und die Spesen wurden auf den Rappen nachkalkuliert! Wehe, wenn man zuviel berechnet hatte, wehe, wenn man hätte sparen können und es nicht getan hatte! . . . Studer hatte es erlebt, dass ihm einmal ein Schnellzugszuschlag Basel—Bern nicht ausbezahlt worden war. «Ein Personenzug hätte es auch getan!» Item . . . Es gab schöne Büchli, die hiessen: «Ohne Kampf kein Sieg.» Die Schreiber hatten es gut: sie erfochten ihre Siege am Schreibtisch. Und jetzt musste man in der Offiziersmesse zu Mittag essen. Und nachher . . .

Capitaine Lartigue stellte vor: Leutnant Mauriot, Leutnant Verdier. Marie sass zwischen dem Capitaine und Pater Matthias. Der Inspektor Joseph Fouché, so war er vorgestellt worden, hockte zwischen den beiden Leutnants.

(Fortsetzung folgt)